

Auf einer Veranstaltung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus, die am 19. November 2002 stattfand und den Titel „Leseforum Bayern“ trug, hat der Direktor des Sankt Michaelsbundes, Dr. Erich Jooß, den nachstehenden Vortrag gehalten. Er wurde inzwischen auch in einer Dokumentation des Staatsministeriums abgedruckt.

Gutenberg-Galaxis und Cyberspace Die Rolle der Bibliotheken und Buchhandlungen bei der Leseförderung

Die Rolle der Bibliotheken und Buchhandlungen bei der Leseförderung

Der Titel meines Vortrages hat mir einiges Kopfzerbrechen bereitet. Mit seinen Formulierungen liegt er zweifellos im Trend. Aber im letzten Jahrzehnt konnten wir so viele Trends erleben wie nie zuvor und diese Trends sind schneller vergangen als je zuvor. Erst vor wenigen Jahren haben renommierte Institute das rasche Zusammenwachsen des Homecomputers mit dem Fernseher prognostiziert und daraus enorme wirtschaftliche Impulse abgeleitet. An der Verfallszeit dieser Prognose durften wir alle teilnehmen. So verhält es sich auch mit anderen Prognosen. Wahrscheinlich sind weite Teile der Internetindustrie an ihren überzogenen Innovations- und Wachstumserwartungen zugrunde gegangen. Also spreche ich heute zwar von der Gutenberg-Galaxis, aber ich meine damit die immer noch unübertroffenen Möglichkeiten der Lesewelten. Natürlich haben sich diese Lesewelten unter dem Druck der fortschreitenden Digitalisierung verändert. Auch die Büchereien und Buchhandlungen müssen der Entwicklung Rechnung tragen. Sie verwandeln sich gegenwärtig, soweit es die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zulassen, in Einrichtungen, die neben dem Buch alle gängigen Offline-Medien und zusätzliche Online-Nutzungen anbieten.

Lassen Sie mich nach dieser notwendigen Vorbemerkung mit einer provozierenden Feststellung beginnen, die Eugen Biser vor einigen Jahren getroffen hat. Er sprach von einer „neuen Form des Kannibalismus“ und behauptete, die elektronischen Medien seien im Begriff, die alten Printmedien zu verschlingen und damit unsere tradierte abendländische Kultur zu zerstören. Diese These, so einleuchtend sie auf den ersten Blick sein mag, bleibt jedoch die Antwort schuldig, wie eigentlich sich der Mensch in unserem Medienzeitalter bewegen soll. Der radikale Rückzug in eine Nische der Schriftkultur, die Ausgrenzung der elektronischen Medien, kann jedenfalls nicht die Antwort darauf sein. Denn eine solche Verweigerung würde zwangsläufig zur medialen Unmündigkeit führen...

Heutzutage muss es – den Bibliotheken wie den Buchhandlungen – viel eher darum gehen, die alte Konkurrenz zwischen Bild und Buchstabe aufzuheben. Im Internet ist sie ohnehin bereits aufgehoben. Wer das Buch noch immer als kulturelles Leitmedium propagiert, schadet ihm mehr, als dass er ihm nützen würde. Hierarchisierungen dieser Art machen das Buch in den Augen der Heranwachsenden zu einem musealen Objekt, das es ganz und gar nicht ist. Gerade weil es nach wie vor unausschöpfbare Möglichkeiten bietet und uns weit ins Phantastische hinaustragen kann, sollte es nicht zu sehr pädagogisch instrumentalisiert werden. Je mehr wir die Wichtigkeit des Buches betonen, umso mehr erwecken wir den Eindruck, dass es rettungsbedürftig, also eigentlich bereits verloren ist. Das sage ich ganz bewusst als Buchmensch, der mit Büchern aufwuchs und den die Bücher nie mehr in seinem Leben losgelassen haben.

Genausowenig darf das Buch aber – ganz zeitgeistig – der digitalen Hybris geopfert werden. Ein Beispiel dafür ist die 1995 veröffentlichte Erklärung der Bundesvereinigung deutscher Bibliotheksverbände, die völlig zu Recht fordert, dass die Bibliotheken „zu Servicezentren der digitalen Information ausgebaut werden“ sollen. Gleichzeitig fehlt der Erklärung aber jeder Bezug auf das Buch, das in seiner eigenständigen kulturellen Rolle gar nicht erst reflektiert wird. Wir wären heute schon froh, wenn nicht noch weitere Büchereien geschlossen oder ihre Etats empfindlich gekürzt würden. Haushaltszwänge sind der eigentliche Feind jeder institutionalisierten Kultur. Beide – Eugen Biser mit seiner These und die Schrift der Bibliotheksverbände – markieren Extreme. Wer über digitale Informationen und Cyberspace redet, darf das Buch nicht ausklammern und wer über das Buch redet, muss dessen Rolle in der Medienwelt immer wieder neu überdenken und notfalls diese Rolle auch neu definieren.

Ich möchte nun gerne einen Exkurs einschalten und dabei an eine selbstverständliche Erkenntnis erinnern. Adolf Spemann hat hierfür die beste Formulierung gefunden: „Niemand kann uns zwingen, ein Buch zu lesen. Dies kann nur das Buch selber.“ Obwohl wir bereit sind, der Maxime sofort zuzustimmen, handeln wir nur selten nach ihr. Es sind die Bücher, die erst die Leser machen und es sind übrigens auch die Bilder, die erst die Seher machen. Leseförderung muss also, wenn sie Erfolg haben soll, ganz bewusst Buchförderung sein. Von dieser Erfahrung zehrt der Buchhandel genauso wie die Büchereien. Ich glaube jedenfalls: Wir reden viel zu viel über die Leseförderung und viel zu wenig über die Bücher, die es zu lesen lohnt. Im Umkehrschluss ließe sich fragen: Reden wir deshalb so gerne und so unverbindlich von der Leseförderung, weil wir im Ernstfall gar nicht wüssten, über welche Bücher wir eigentlich reden sollten? Wann haben wir zuletzt ein Buch gelesen? Wann hat uns zuletzt ein Buch beeindruckt oder geärgert?

Bibliothekare leben davon, dass sie Bücher nicht nur verwalten, sondern auch gezielt herausstellen und weiterempfehlen. Besonders erfolgreich sind Büchereien dort, wo sie dem Urteil ihrer jungen Leser ein Forum geben: sei es in Form eines Literaturclubs oder auch nur durch Gesprächs- und Denkanstöße am Schwarzen Brett. Warum sollten Büchereien ihren Internet-Auftritt nicht erweitern um einen literarischen Chatroom, eine elektronisch organisierte Bücherdebatte? Das geschieht noch zu wenig. Dabei wissen wir, dass nichts die Leselust der Jugendlichen so sehr stimuliert wie Buchempfehlungen durch Gleichaltrige. Büchereien könnten und können hierfür einen pädagogikfreien Kommunikationsraum bereitstellen. Die eigene Lesebiographie ist immer mit anderen Lesebiographien verbunden, steht mit ihnen in einem unauflösbaren Zusammenhang. Diese Erkenntnis sollten wir nutzen!

Meine Damen und Herren! Bis hin zum wöchentlichen Politbarometer werden wir mit Statistiken überfüttert. Wir sind eine statistisch durchleuchtete, statistikgläubige Gesellschaft geworden. Das dient zuallererst dem florierenden Wirtschaftszweig der Meinungsforschung. Auch wenn wir den statistischen Befund ernst nehmen müssen, dass die tägliche Lesezeit bei den Kindern und Jugendlichen kontinuierlich abnimmt, bleibt trotzdem die Frage: Welche Art von Lesen meinen wir eigentlich? Was wurde gelesen? Welche Leseleistung ist erbracht worden? Gerade weil jede Art des Lesens, vom literarischen Lesen bis zum Info-Lesen, seine eigene, unterschiedliche Berechtigung hat, dürfen wir das Qualitätsproblem nicht einfach aussparen. Statistiken, die die Frage nach der Lektüre und der jeweils besonderen Leseleistung übergehen, verdienen darum erst einmal unser Misstrauen.

Büchereien und mittelständisch geprägte Buchhandlungen sind, was die Qualitätsfrage angeht, weniger gefährdet als Großbuchhandlungen und Kettenläden. Skeptisch sollte man überall dort sein, wo der Umsatz fast ausschließlich mit schnell drehenden Titeln gemacht und die gewollte Dürftigkeit des Angebots durch geschickt drapierte Mehrfachexemplare der immer gleichen Bücher verschleiert wird. Ein guter Teil der Misere unserer literarischen Kultur hat mit Marktmechanismen und betriebswirtschaftlichen Erfordernissen wie Kapitalbindung und Umsatzrendite zu tun. Buchhändler, die dennoch das Besondere, Nicht-Alltägliche anbieten (und solche Buchhändler gibt es!), sind deshalb auf engagierte, kriterienbewusste Kunden angewiesen – und damit auf die Heranbildung kundiger Leser in den Familien, Schulen und Büchereien. Das ist ein Zirkelschluss, auf den in der Leseförderung immer wieder hingewiesen werden muss. Wie überhaupt die Diskussion über die Leseförderung viele Aporien kennt! Wie bekommen wir beispielsweise Kinder zum Lesen, deren Eltern nicht mehr lesen, weil schon ihre eigenen Eltern nicht mehr gelesen haben? Wir treffen hier familiäre Konstellationen oder besser: Verfestigungen an, die sich kaum noch aufbrechen lassen...

Rechtzeitig zur diesjährigen Frankfurter Buchmesse 2002 trug ein Leitartikel der „Zeit“ die Überschrift: „Land ohne Leser“. Solche schlagworthaften Verkürzungen sagen vielleicht mehr aus über unsere resignative Seelenlage als über den Zustand der Buchkultur in unserem Lande. Noch immer melden die Büchereien steigende Entleihzahlen und die Einbrüche im Buchhandel sind hoffentlich auch nur – wenngleich schmerzhaft – Konjunkturdellen. Trotzdem dürfen wir die Alarmzeichen nicht übersehen. Spätestens seit der PISA-Studie wissen wir, dass es einen nachweisbaren strukturellen Zusammenhang gibt zwischen dem Länder-Ranking bei der Bewertung der Lesefertigkeiten und dem Ausbau der öffentlichen Büchereien bzw. der Schulbüchereien in diesen Ländern. Für beide Büchereitypen, nicht bloß für die Schulbüchereien, besteht in Deutschland noch ein hoher Ausbaubedarf und ein noch höherer Bedarf an Vernetzung, die vielerorts gar nicht oder nur in Ansätzen realisiert ist. Dabei gäbe es für solche Vernetzungen viele erprobte Kooperationsmodelle – ausführlich beschrieben in genauso vielen Veröffentlichungen.

Als einziger Flächenstaat in der Bundesrepublik gewährt Bayern eine nennenswerte Büchereiförderung. Gerade weil diese staatliche Bezuschussung in den letzten Jahren kontinuierlich zurückging, ist der kritische Blick auf die Versorgungsunterschiede im Land und auf die unterschiedliche, im Übrigen stark nachlassende Finanzierungskraft der Träger notwendiger denn je. Er lehrt uns, vorsichtig zu sein mit Vollzugsmeldungen. Wer ein Land der Leser will (und diese Länder existieren tatsächlich!), muss auch die strukturellen Voraussetzungen dafür schaffen. Das kostet, neben Enthusiasmus, sehr viel Geld. Lassen Sie mich eine weitere unbequeme Feststellung anfügen: Das gegenseitige Schielen auf Fördertöpfe hilft weder den öffentlichen Büchereien noch den Schulbüchereien. Sicherlich verheerend wäre hier eine Konkurrenz um die ohnehin unzureichenden Fördermittel. Anders ausgedrückt: Aus dem staatlichen Zuschussetat der öffentlichen Büchereien, der selbst notleidend ist, kann der längst fällige Ausbau der Schulbüchereien nicht finanziert werden. Dazu bedarf es gezielter Verhandlungen mit den Sachaufwandsträgern. Ohne deren Einbindung bleiben nämlich alle Verbesserungsvorschläge Makulatur...

Leistungsfähige, öffentliche Büchereien und Buchhandlungen gehören zu den Kulturträgern. Sie bilden die erweiterte Leseumgebung der Kinder und Jugendlichen, machen neugierig auf Bücher, geben Leseimpulse, ermöglichen Teilhabe am

riesigen literarischen Angebot und leisten Orientierung. Das Erlebnis der großen Auswahl, das heute fast jede öffentliche Bücherei und jede gute Buchhandlung garantiert, ist freilich mit Schwellenhemmungen versehen. Denn Kinder und Jugendliche brauchen eine kundige Begleitung und Einführung, wenn sie erstmals Büchereien und Buchhandlungen besuchen. Dann ist die Chance hoch, dass sie das Buch finden, das am Anfang ihrer eigenen Lesebiographie steht oder diese in eine andere Richtung lenkt. Dann sind sie auch in der Lage, eigene Wege durch die verwirrende Gutenberg-Galaxis einzuschlagen. Eine entscheidende Rolle spielt dabei der Wunsch der Kinder und Jugendlichen, selbst Bücher zu besitzen. Die kleine, mit dem Lebensalter wachsende Privatbibliothek ist kein bildungsbürgerliches Privileg vergangener Zeiten, sondern elementare Voraussetzung für eine lebenslange Beziehung zum Buch. Es lohnt sich, an diese banale, aber weithin verloren gegangene Erkenntnis zu erinnern. Anstöße zum Lesen erfolgen oft genug durch das erste Buch, das an Weihnachten unter dem Gabentisch liegt oder das ein Kind bei einer Büchereiveranstaltung bzw. in einem Schulwettbewerb gewinnt. Wo so viele Verlegenheitspreise ausgesetzt werden, wäre das Buch eine gute Alternative. Jede Kultur, auch die Lesekultur, ist auf Zeichen und auf zeichenhaftes Handeln angewiesen...

Und noch eine Selbstverständlichkeit: Die Leseförderung braucht, damit sie überhaupt funktioniert, ein Netzwerk von unterstützenden Personen und Aktivitäten. Wir haben in Bayern beispielsweise eine erfolgreiche Musikförderung mit Musikschulen bereits in kleineren Gemeinden und wir haben eine lebendige Heimatpflege mit vielen Vereinen. Alles wird gepflegt: die Denkmäler und die Trachten, das Hackbrett und die Geschichtswerkstatt, die Gebirgsschützen und die Biotope. Aber wo bleibt die Literaturpflege? Wo bleiben die Leseklubs, die literarischen Zirkel, die Märchenkreise oder die regelmäßigen Treffen der Büchersammler? Hier könnten die Büchereien und Buchhandlungen mit Gründungs-eifer vorangehen. Manchmal tun sie es auch schon, jedoch nur sehr verhalten. Wenigstens für die Autorenbegegnungen, die „Bayern liest“ und der Bödecker-Kreis initiieren, gibt es ein stetig wachsendes Interesse. Solche Begegnungen liefern Kindern und Jugendlichen Identifikationsmöglichkeiten und im besten Fall spielerisch-kreative Anregungen zu eigenen literarischen Streifzügen.

Offensichtlich gibt es eine ganz spezifische Disposition des lesenden Menschen: Er liebt das Leben zwischen zwei Buchdeckeln und macht nicht gerne auf seine individuellen Lebenswünsche aufmerksam. Vielleicht sind die Leser mit ihren Interessen deshalb in der gesellschaftlichen Diskussion nicht oder kaum existent. Vielleicht begegnen sie deshalb auch allen Events rund um die Leseförderung, allen öffentlichen „Leselustbarkeiten“ mit Skepsis. Was ich hier kritisch anmerke, hat freilich auch seine positive Kehrseite. Heutzutage wird oft vergessen, dass das Lesen die Fähigkeit des Menschen stärkt, Stille auszuhalten. Diese Fähigkeit entscheidet letztlich darüber, ob wir uns selbst auszuhalten vermögen und wie tief wir über uns und die Welt nachdenken können. Stille, dieses Mal bei den Zuhörern, ist auch die Vorbedingung für das Vorlesen und Erzählen. In einer kleinen schwäbischen Gemeinde ist mir einmal ein junger Bürgermeister begegnet, der in seiner Bücherei regelmäßig vorlas. Er hatte sich die Überzeugung von Willi Fähmann zu eigen gemacht: „Laufen haben wir durch Laufen, Sprechen durch Sprechen, Singen durch Singen gelernt. Also beginnen wir doch endlich, das Erzählen durch Erzählen zu lernen, behutsam, in kleinen Schritten aber stetig.“ Kürzlich besuchte ich ein Lesefest, das von einer örtlichen Zeitung veranstaltet wurde. Mitten im Rummel, mitten in der Hektik stieß ich auf eine „Ruheecke“. Die Mitarbeiterinnen der Stadtbücherei saßen auf einem orientalischen Teppich und erzählten Märchen. Auch

wenn die Kinder noch nichts vom Zusammenhang zwischen Sprachkompetenz und Lesekompetenz wussten, hörten sie gespannt zu. Wer so den Geschichten lauscht, ist für das Lesen (noch) nicht verloren.

Das Vorlesen und das Zuhören, das Geschichtenerzählen und das Erzählenlassen gehören untrennbar zusammen und, wenn überhaupt irgendwohin, in den vorschulischen Bereich und in die Grundschule. Hier werden elementare kulturelle Fertigkeiten erlernt, die unser ganzes Leben begleiten und prägen können. Darum ist gerade in diesen Bereichen die Zusammenarbeit zwischen öffentlichen Büchereien und Buchhandlungen einerseits und den Kindergärten und Grundschulen andererseits so wichtig. Das Fundament der Lesekultur wird also nicht erst im Gymnasium gelegt, sondern weit davor: beim Besuch der öffentlichen Bücherei durch eine Kindergartengruppe, bei der regelmäßigen Erneuerung der Bilderbuchbestände und beim Austausch der Bücher in den ersten Klassen mit Hilfe der öffentlichen Bücherei sowie in einer engen Kooperation zwischen Eltern, Erzieher(innen), Lehrer(innen) und Büchereikräften.

Die gegenwärtige Debatte über die Lesekrise ist für meinen Geschmack zu oft mit Schuldzuweisungen garniert. Natürlich wissen wir, dass sich Lesefreude nicht einfach verordnen lässt und schon gar nicht von Eltern oder Lehrern, die selber nicht lesen. Wir wissen auch, dass Kinder und Jugendliche nur dann zu einem Buch greifen, wenn es sie interessiert. Büchereien und Buchhandlungen sichten den Markt. Sie haben neben dem Elternhaus und der Schule die wichtigste Vermittlerrolle und können, besonders in Deutschland, auf eine sehr lebendige, reiche Szene der Kinder- und Jugendliteratur verweisen. Man muss schon genauer hinschauen, um dennoch einige Ursachen der Lesekrise in diesem Markt zu diagnostizieren. Hierzu zählt sicherlich der immer noch boomende Bereich der Erstlese-Bücher, bei denen eine fragwürdige, weil kommerzielle Lesedidaktik als Kaufanreiz eingesetzt wird. Viele dieser Bücher haben vor lauter Didaktik keine Geschichte mehr. Ein Autor muss schon sehr selbstbewusst und ein großer Köhner sein, wenn er sich über die strengen Formatierungsvorschriften der Verlage hinwegsetzt.

Ähnliches begegnet uns bei den Jugendromanen, die überwiegend soziale Fallstudien und psychologische Bewältigungsszenarien anbieten. Humor und Poesie sucht man in solchen Büchern oft vergeblich, stattdessen begegnet man Problemen in Überfülle, verkrampft nur für hart gesottene Leser. In diesen Anliegen-Büchern gibt es fast alles, nur nicht die ungleich schwieriger zu beschreibende Normalität: Behinderungen jeder Art, Magersucht und Drogentod, Geschwisterliebe und Homosexualität bis hin zur Vergewaltigung der Kinder durch ihren Vater, gelegentlich auch schon durch die Mutter. Kein Wunder also, dass der Jugendbuchmarkt unter Überdrusserscheinungen leidet. Zur Leseförderung gehört eben die Erfahrung, dass das Lesen nicht in seinem Nutzen aufgeht. Und es gehört dazu die Aktualität der gelesenen Literatur. Bei der Durchsicht der Jahresberichte von Gymnasien fällt mir immer wieder auf, wie viele Deutschlehrer bei der Literatur der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts stehen geblieben sind, falls sie überhaupt soweit kommen. Dabei gäbe es eine interessante und sehr vielfältige Jetztliteratur, deren Texte ganz bewusst mediale Formen und Prozesse verarbeiten, vom Internet bis zum Pop...

Ich habe versucht, einige Zusammenhänge aufzudecken oder zumindest deutlich zu machen, wo in der Leseförderung nicht nur die Büchereien und Buchhandlungen gefragt sind. Ein paar Mal war die Rede von der Gutenberg-Galaxis, kaum hingegen vom Cyberspace. Die Gründe dafür überraschen Sie vielleicht: Zum einen glaube ich, dass das Surfen im Cyberspace entwickelte Lesefertigkeiten voraussetzt. Deshalb

sollten wir zuerst über das Lesen reden, bevor wir über den virtuellen Raum des Cyberspace reden. Zum anderen sind neue Medien von den Büchereien und den Buchhandlungen weit pragmatischer angenommen worden als man erwarten durfte. Was gibt es alles in der Kinderbibliothek der Stadtbücherei Bamberg? Ich zitiere aus ihrem Werbe-Leporello: Abenteuerbücher, Detektivgeschichten, Gruselbücher, Bilderbücher, Bücher für Leseanfänger, Comics, Bücher über Sport, Technik, Ritter und Pferde, Kassetten, Spiele, CD's, Videos, CD-ROMs, DVDs und Zeitschriften. Außerdem können die Kinder im Online-Katalog der Stadtbücherei nach Medien suchen, sich ein Anmeldeformular ausdrucken, ihr Lesekonto ansehen und Bücher verlängern. Das ist nichts Außergewöhnliches – sondern mittlerweile in vielen Orten Standard. Auch ein Internet-Lese-Programm wie antolin.de, das ohne Umwege sehr direkt zum Lesen anstiften will, demonstriert eindrücklich, wie Bücherei, Schule und das Internet zusammenfinden können. Beide Beispiele – Bamberg und Ruderting – kommen übrigens aus dem Betreuungsbereich des Sankt Michaelsbundes.

Am Schluss meiner Ausführungen möchte ich Ihnen gerne noch zwei Impulse geben. Der erste stammt von Viktor E. Frankl, der einmal geschrieben hat: „Das Buch dient nicht einer zentrifugalen, sondern einer zentripetalen Freizeitgestaltung. Es entlastet uns vom Leistungsdruck, von der *vita activa*, und ruft uns zurück in die *vita contemplativa*, ins beschauliche Dasein.“ Frankl erinnert uns mit seiner Bemerkung daran, dass das Buch, obwohl selbst kommerzieller Verwertung anheim gegeben, ein notwendiges Gegengewicht zur geschäftigen Wirtschafts- und Arbeitswelt ist, ein heilsames Refugium. Er traut sich sogar, in diesem Zusammenhang das heutzutage eher verpönte Wort „beschaulich“ zu verwenden. Wenn er auch noch vom „Dasein“ spricht, wird für jeden Leser deutlich, dass er nichts Flüchtliges, nichts Modisches meint. Lesen zielt bei ihm in die Tiefe, Lesen entrückt. Das vergessen wir heute allzu rasch, wenn wir von der PISA-Studie reden und ausschließlich verwertbare Fähigkeiten wie Auffassungsgabe oder Flexibilität meinen.

Der kontemplative Mensch entzieht sich jeder Verwertbarkeit, er findet „zurück“ zu sich selbst. Hier führt eine Brücke zum Religiösen und es führt von hier aus auch eine Brücke zu einer provozierenden Bemerkung des neuerdings so umstrittenen Martin Walser. Das folgende Zitat von ihm begleitet mich seit Jahren und fordert immer wieder meine Kritik und meine Zustimmung gleichzeitig heraus: „Als Kind ist jeder ein Leser. Werden einem später alle Wünsche erfüllt (und das geschieht nur, wenn man zu wenig Wünsche hatte), dann liest man nicht mehr.“ Ich habe inzwischen Zweifel, ob der erste Satz noch stimmt, und würde den zweiten Satz gerne verändern: „Werden einem später alle Wünsche erfüllt (und das geschieht nur, wenn man **nicht die richtigen** Wünsche hatte), dann liest man nicht mehr.“ Darüber lohnt sich zu meditieren. Folgt man Martin Walser, so sind nachdenkliche, auswählende, kritische, vergleichende Leser Menschen, deren Wünsche und Hoffnungen noch nicht vernichtet wurden. Wie aber geschieht die Vernichtung von Wünschen und Hoffnungen? Die Antwort darauf könnte der eigentliche Schlüssel zum Verständnis der Leseunlust und der Lesekrise unserer Zeit sein...